

# Plauderstübchen

Nr. 42

Wochenbeilage zum „Rheingauer Bürgerfreund“

1920

## Ingeborg.

Roman von Fr. Lehne.

15

(Nachdruck verboten.)

### Elftes Kapitel.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, liebes Fräulein! Ich freue mich, daß Sie Wort gehalten haben.“

Liebenswertig kam Baronin Steineck dem Gast entgegen.

Das neigte sich Ingeborg Ellguth über ihre Hand und sprach nochmals ihren Dank für die Einladung aus.

Nun war sie in der Heimat des Geliebten!

Es war ein stolzes Besitztum, dieses Gatersburg. Mit Staunen hatte sie es gesehen, als der Kutscher, der sie fuhr, ihr sagte, indem er mit der Hand eine große alles einschließende Bewegung machte: „Gehört alles zu Gatersburg.“ Die Fahrt vom Bahnhof, die an weiten Feldern, gesegnet mit Korn bestanden, vorüberführte, an grünen Wiesen und durch freundliche Wälder, dünkte sie herrlich, und eine Ahnung von der Unmöglichkeit, daß auch ihr dies einst gehören sollte an Dietrichs Seite, fiel schwer auf ihre Seele, inmitten dieses herrlichen, prangenden Sommertages!

Das Herrenhaus war ein alter Bau; trohig stand es da mit festgefügtten Mauern, denen dicht gewachsener wilder Wein ein freundliches Aussehen verlieh. —

In ihrem Zimmer befreite sich Ingeborg vom Reifstaub und wechselte die Kleidung. Dann begab sie sich nach dem großen Salon, in dem die Baronin sie erwarten wollte. Eine steife, altmodische Pracht herrschte darin. Die Wände waren mit gelber Seide bespannt, und die weißlackierten, goldverzierten Stühle und Sessel zeigten den gleichfarbigen Bezug. Die Fenster waren weit geöffnet und ließen der warmen Sommerluft und dem Sonnenschein ungehindert Einlaß. Dem Auge bot sich ein liebliches Bild. Ueber die köstlichen Gartenanlagen hinweg schweifte der Blick hin zu den Bergen des Thüringer Waldes, die in bläulichen Dunst gehüllt dalagen.

„Hier ist es herrlich,“ sagte Ingeborg begeistert, „wunderschön.“ Die Baronin lächelte gütig über die helle Bewunderung, die auf dem Gesicht ihres jungen Gastes lag.

Seltzam, welche Sympathie sie für dieses Mädchen hegte! Es erinnerte sie an längst vergangene Zeiten. Ihre Züge kamen ihr so merkwürdig bekannt vor, je länger sie sie betrachtete. Aber es war ja Unsinn, was

uns an wen sie dabei dachte, nur hervorgerufen durch einen gleichklingenden Namen!

Ueber dem Kamin hing ein großes Bild von Dietrich, ihn in seiner Galauniform darstellend. Das Herz klopfte Ingeborg bei seinem Anblick, er war vorzüglich getroffen, und siegesgewiß lächelte er zu ihr herab.

Die Baronin hatte Ingeborgs Blick bemerkt.

„Mein Sohn,“ sagte sie stolz, und lächelte glücklich, „übrigens habe ich Nachricht bekommen, daß er den Sonntag hier verleben wird.“

„Und da störe ich nun, Frau Baronin,“ meinte Ingeborg mit gesenkten Augen.

„Davon kann gar keine Rede sein, liebes Fräulein! Doch nun kommen Sie, damit ich Sie meinem Manne vorstelle.“

Der Baron saß in einem hohen Lehnstuhl am geöffneten Fenster. Er war trotz der sommerlichen Wärme in Decken gehüllt.

Als die Damen sein Zimmer betraten, erhob er sich schwerfällig, ihnen entgegen zu gehen. Es machte ihm sichtlich große Mühe und Schmerzen.

„Bemühe dich doch nicht, Wilderich! Fräulein Ellguth entschuldigt dich,“ sagte die Baronin kühl höflich, ohne jede Wärme im Ton, wiewohl sie ihm beim Niedersehen hilfreiche Hand leistete.

„Dann muß es eben so gehen,“ bemerkte er mit ergebendem, etwas grimmigem Lächeln. Er schüttelte Ingeborg kräftig die Hand; aufmerksam musterte er sie und blickte lange in ihr schönes Gesicht.

„Seien Sie auch mir willkommen! Ich freue mich, wenn ich mal etwas Jugend sehe — ja, ja, das böse Zipperlein, es macht mir arg zu schaffen — und die Jahre dazu — na, das Herz ist ja, Gott sei Dank, jung geblieben!“

Der Baron, ein angehender Sechziger, war sehr groß und breit. Das Gesicht war stark gerötet und trug einen gutmütigen Ausdruck. Ein wohlgepflegter, dichter, grauer Schnurrbart beschattete den kräftigen, sinnlichen Mund. Er machte den Eindruck eines Mannes, der die Freuden des Lebens in reichstem Maße genossen hatte. Nun hatten sich die Folgen dieses lustigen, leichtsinnigen Lebens doch bemerkbar gemacht und früher, als ihm lieb war. Seit mehr als fünf Jahren plagte ihn die Gicht in hohem Maße, und er mußte sich schließlich doch darein ergeben, daß es vorbei war mit dem fröhlichen Jagen und Zechen, was früher die Hauptbeschäftigung seiner Tage gewesen war.

Dietrich hatte mehr von der Mutter, die Eleganz der Gestalt und das vornehme Rassegesicht. Vielleicht machte es das, daß sie ihn vollständig als „ihren“ Sohn betrachtete, den sie auch mit ihrem Geist und ihren Anschauungen erfüllt hatte. Denn Adelsheid Steineck

war eine lebhafte Frau, der viel Sinn für die höheren Interessen des Lebens eigen war, wofür dem Gatten jede Neigung und jedes Verständnis abging. Die Zuneigung, die die beiden einst zusammengeführt hatte, war bald unter der Verschiedenheit ihrer Naturen und Ansichten erkaltet. Adelheid Steinek war eine einsame Frau geworden, die schwer unter dem Irrtum ihrer Ehe litt, wemgleich man ihr äußerlich nicht anmerkte, welche Kämpfe sie innerlich durchgemacht, bis sie zu der vornehmen Ruhe gekommen war, die das Hauptmerkmal ihrer Persönlichkeit bildete.

Dietrieh war das einzige Kind dieser Ehe geblieben, und seine Mutter sah nur in ihm ihr Glück. Mit abgöttischer Liebe hing sie an dem Sohne, ihn durch ihr Verhalten dem Vater entfremdend. —

„Wünschst du, daß wir den Tee bei dir nehmen?“ fragte die Baronin ihren Gatten höflich.

„Wenn den Damen an der Gesellschaft eines armen Invaliden gelegen ist, soll es mich freuen —“; er machte eine etwas ironische Verbeugung nach seiner Frau hin.

Diese klingelte und gab dem eintretenden Diener Befehl, den Teetisch hier herzurichten.

Ingeborg stellte einige teilnehmende Fragen an den Baron und vertröstete ihn mit ihrer lieben Stimme auf die Zukunft, die doch sicherlich Heilung bringen würde! Wehmütig schüttelte er den Kopf.

„Nee, mein verehrtes Fräulein, die Hoffnung haben wir längst aufgegeben; davon schreibt der Apostel Paulus nicht an die Korinther.“

„Du trägst selbst die größte Schuld, Wilderich! Wenn du die Vorschriften der Aerzte gewissenhaft befolgt hättest, würdest du längst weiter sein.“

„Aber meine Gebeine wären längst zu meinen Ahnen versammelt, liebe Adelheid; die Herren Aerzte wissen auch nichts! Nee, nee, die machen eifern mit ihren Vorschriften ganz wild. Jeden Tropfen Wein zu verbieten, ist einfach Tierquälerei! Wie steht doch geschrieben? Der Wein erfreut des Menschen Herz! Und statt dessen dieses dumme Zeug hier mit Zitrone — brrr —“; er schnitt eine komische Grimasse, und unwillkürlich mußte Ingeborg etwas lächeln.

Sie achtete auf die Wünsche des Barons und der Baronin und bediente sie in der aufmerksamsten Weise. Es entging ihr nicht, wie wenig dieser die derbe Art des Gatten paßte, wie seine urwüchsige Ausdrucksweise ihr auf die Nerven ging.

Und doch war ihr der Baronin nicht unsympathisch, und bereitwillig ging sie auf seine kleinen Scherze ein. In einer Hinsicht tat er ihr leid, ihm, dem lebensfrohen, jovialen Manne mußte die reservierte, kühle Art der Frau doch zur Qual werden.

„Erzählen Sie mir etwas von der Welt draußen,“ sagte er. „Wissen Sie auch, ich höre Sie gern sprechen. Ihre Stimme hat für mich etwas Beruhigendes, ganz anders, als Mademoiselle, nicht wahr, Adelheid?“

„Darin muß ich dir beipflichten,“ bemerkte die Angeredete.

Ingeborg wurde etwas ängstlich. Was sollte sie sagen?

„Von der Welt vermag ich Ihnen leider nichts zu erzählen, wenigstens nichts, was Sie interessieren könnte, Herr Baron.“

„Wollen Sie denn immer in Ihrem Professorshause sitzen bleiben? Sie müssen sich doch einmal draußen umsehen.“

„Das möchte ich auch, Herr Baron! Meine Mutter ist ja wieder gesund, so daß ich daran denken kann, sie zu verlassen.“

„Haben Sie denn schon einen festen Plan, wohin?“

„Nein, das noch nicht! Ich denke aber schon ein Unterkommen zu finden, da ich genügend Sprach- und wissenschaftliche Kenntnisse habe, um auch größere Kinder zu unterrichten, wenn es sein muß,“ entgegnete sie.

(Fortsetzung folgt)

### Contessa Jolandas seltsame Heirat.

Ein Roman aus der römischen Gesellschaft  
Von A. Boettcher.

(Nachdr.: verboten.)

Eine Weile schwiegen sie. Dann sagte er, sie ernst anblickend:

„Ich bringe Ihnen eine gute Nachricht, Jolanda.“

Wie elektrisiert fuhr sie herum.

„Von ihm — von jenem Menschen?“

„Bin ich von ihm befreit? Ist er — tot?“

Die bebende Erwartung, die aus ihren Worten spricht, treibt ihm das Blut zum Herzen.

„Nein, Jolanda, er ist nicht tot. Aber Sie brauchen sich nicht mehr vor ihm zu fürchten. Er macht keine Ansprüche mehr an sie!“

„Wie —?“

„Ich habe ihm zu verstehen gegeben, daß ich von einer Verfolgung seiner Person wegen Mordversuchs Abstand nehmen werde, wenn er seine Rechte an Sie — gleichviel, ob sie wirklich bestehen oder nur eingebildete sind — aufgibt. Zuerst schien er zu schwanken. Doch bei dieser Art von Leuten siegt stets die Besorgnis um das eigene Wohl. Er willigte ein, und wir trennten uns. Seitdem ist er aus Italien verschwunden. Doch habe ich gehört, daß er sich nach Petersburg gewandt hat, wo er unter den Anarchisten eine führende Rolle spielen soll.“

Jolanda, die mit fliegendem Atem zugehört hatte, ließ den Kopf sinken.

„Und an diesen Menschen bin ich gekettet — mein Leben lang —“ ätzelte es leise über ihre Lippen.

Da hatte er sie angeblickt — einen kurzen Moment nur — aber mit Augen flammender Leidenschaft —

Dann war die lockende Versuchung vorbei. Kein Wort von Liebe fiel von seinen Lippen. Nicht eine Minute vergaß er, daß sie das Weib eines andern war — wenn auch nur dem Namen nach —

Aber bereits am folgenden Tage reiste er ab, um forta die „Villa Speranza“ zu meiden.

Seine Mutter leidet unter der Trennung von dem Sohne: doch sie achtet seine Beweggründe, und ihr edles Herz umfaßt mit doppelter Härlichkeit das Weib, das er liebt. —

Heute, nach einem Jahre, an einem klaren Frühlingssnachmittage, sitzt Jolanda auf der kleinen, die Villa auf zwei Seiten umgebenden Terrasse, den Kopf in die Hand gestützt.

Ihre Gedanken weilen in der Vergangenheit, und mehr denn je fühlt sie, daß sie Winfried liebt vom ersten Augenblick ihrer Begegnung an, daß nur verblendete Eitelkeit und Trost es waren, die sie jenem andern zutrieben. Sie weiß jetzt, daß das Weib in dem Manne nicht nur den Geliebten sucht, den Bewunderer ihrer Schönheit, der all ihre Wünsche errät und blind ist für ihre Schwächen — sondern vor allem eine geistige Stütze, den starken, festen Charakter, zu dem sie vertrauend emporblickt —

Ach, hätte sie damals, als sie zum erstenmal in Winfried Rodens treuen blauen Augen den warmen Strahl der Liebe aufleuchten sah — hätte sie damals den Mut gehabt, seine Hände zu fassen, sich an ihn zu klammern, die Pforte zu der Einsamkeit, in die er sich verschanzte, mit ungestüme Leidenschaft zu sprengen und ihm zuzurufen:

„Ich weiß, daß Du mich liebst! Was gilt es mir, daß nach meiner Hand die vornehmsten Kavaliere Roms streben! Denn auch ich liebe Dich und will die Deine sein!“

Sie hat das Glück vorbeiziehen lassen in törichtem Hochmut. Und einsam geht sie nun ihren Weg — zum zweitenmal Gattin dem Namen nach und doch eine Jungfrau im Herzen —

Da fällt plötzlich ein Schatten auf die weiße Terrasse. Sie fährt empor aus ihren Sinnen.

„Winfried! Winfried!“ ruft es ihm in aufjubelnder Freude entgegen.

Er aber unterdrückt gewaltsam das beseligende Glücksgefühl, das sein ganzes Innere bei ihrem Anblick wie Sturmgebraus erfüllt und alle Schranken zu durchbrechen droht. Mit ruhiger Herzlichkeit reicht er ihr die Hand.

„Wie wohl Sie aussehen, Jolanda!“

Auch sie hat ihre Selbstbeherrschung wiedergefunden.

„Es geht mir auch ganz gut. Uebrigens — was macht Rom? Was machen die Menschen, die ich damals meine Freunde nannte?“

Er lächelt ein wenig — sein gutmütig überlegenes Lächeln.

„Mademoiselle d'Ormond ist seit ein paar Wochen Marchesa Murri. Lady Hamilton hat sich mit dem Cavaliere Salvini verlobt und macht nur noch in „Opposition“. Graf San Martino ist von seiner Forschungsreise durch Südafrika zurückgekehrt und man munkelt, daß auch er sich bald in die Fesseln der Ehe schmiegen lassen wird.“

„Mit der Herzogin Ludovisi?“

„Ja. Mit der Herzogin Ludovisi.“

Kurze Pause. Dann fragt Jolanda leise, widerstrebend:

„Sonst — nichts?“

„Rein, sonst nichts. Daß der Barsescu in Petersburg zum Anarchistenführer avancierte, schrieb ich meiner Mutter bereits.“

(Fortsetzung folgt.)

## Gerichtszeitung.

### Wegen 6 Mark 40 vor dem Schwurgericht.

Auf der Anklagebank des Schwurgerichts München saß ein Mann mit 37 Jahren. Seine bleichen Gesichtszüge verrieten Erregung und Angst, seine hervorragenden Backen riefen schwere Sorge im Kampfe ums Dasein. Tief senkte sich sein Blick zu Boden: nur hin und wieder an ihn gerichtete Fragen schreckten ihn auf, als wie aus einem dumpfen Traume. Ein leises Zittern seines bageren Körpers zeigte, daß die ernste Wirklichkeit der Stunde ihm zum Bewußtsein kam. Ludwig Kneißl, jetzt Kutscher in München, war es, der vor seinen Richtern stand, um sich wegen Verbrechen der Urkundenfälschung vor ihnen zu verantworten. Keine Hilfe der Verteidigung sprachen seine Lippen, nur resigniertes Ja oder Nein antwortete er auf die entsetzlichen Vorfürungen von einer Front an die andere, bis nach vielen schweren Kämpfen das Schicksal auch Kneißl ereilte, eine äußerst starke Gasvergiftung ihn ins Lazarett warf. Das Ringen um sein Leben währte bis zum Mai 1919, allwo er die kalten Mauern verlassen durfte — aber immer noch das Gift im Leibe. Ein weiterer Kampf stand ihm bevor, derjenige, in welchem er sich einem unerbittlichen Gegner gegenüberstand: der Not und dem Elend! In diesem ungleichen Ringen unterlag der brave Krieger der jahrelang dem Feind über'm Schützengraben die Stirne bot. Nun er aus dem Leidenskaufe in Jngolstadt entlassen, fälschte er, um heimfahren zu können, einen alten Militärausweis der bereits gestempelt war, mit späterem Datum und fremder Unterschrift. Dadurch erreichte er die billigere Fahrt als Militärperson von Jngolstadt nach Scheißheim. Da es ihm geblüht, versuchte Kneißl es abermals zu einer Reise von München nach Tölz, bei welcher Gelegenheit er aber nur beim Versuch blieb, denn man erkannte die Fälschung und der Missetäter wurde vor den Richter gestellt. Er bot ja nicht nur eine Urkundenfälschung begangen sondern Vater Staat um — 6,40 Mark betrogen. Ein kleinerer Betrug, der für ihn aber zu enfseligen Folgen hätte werden können, würden die zwölf Ehrenmänner aus dem Volke das Verurteilen nicht anders beurteilt haben, als des Staatsanwalts harte Anklage lautet: „Wollen Sie, meine Herren Geschworenen, dieser Lappalie wegen, einen bis jetzt unbescholtenen Mann, der treu dem Vaterlande seine Gesundheit geopfert hat und sicher bei Begehung des Verbrechen der Tragweite seiner Schuld

sich nicht bewußt war, ins Gefängnis oder gar ins Zuchthaus werfen? Seien Sie versichert, der Mann hat an innerer Reue und Angst vor den jetzigen Stunden seine Schuld vollausgeföhlt!“ So waren des Verurteilten zu Herzen gehenden Worte, die speziell, als der Ausdruck „Schuld“ seinem Munde entfloß, zum feierlichen Appell an die menschliche Gerechtigkeit wurden. — Schuldig? Dieses vielwagende, inhaltschwere Wort zu prüfen, zogen die Latenrichter sich zur Beratung zurück — 35 Minuten später: der Obmann der Geschworenen verlas: „Die seitens des Gerichtshofes vorgelesenen Schuldfragen sind zu verneinen.“ — Nur e Formfragen seitens des Vorsitzenden . . . ein paar Augenblicke noch, und Ludwig Kneißl, aus dessen tränenden Augen ein dankbarer Blick zu seinen menschlich fühlenden Richtern hinüberhuscht, verläßt freizeprochen den Schwurgerichtssaal.

**Geheimagent und Zauberfünftler.** Ein Abenteuerer in Offiziersuniform, der es fertig gebracht hat, eine ganze Stadt in Aufregung zu bringen, wurde in der Person des Artisten Richard Donnerhad dem Berliner Landgericht I vorgeführt, um sich wegen Betrugs im straffschärfenden Rückfalle, schweren Diebstahls, Urkundenfälschung und einer Reihe anderer Delikte zu verantworten. Der Angeklagte trieb sich in Offiziersuniform umher und verstand es, durch allerlei Erzählungen sich an verschiedene Personen heranzudrängen, die er gehörig „erleichtert“, um darauf den Schauplatz seiner Tätigkeit in eine andere Stadt zu verlegen. Nachdem er in Göttingen und Kassel allerlei Betrügereien verübt hatte, tauchte der Angeklagte eines Tages in Dortmund auf, wo er einen besonders dreisten Streich ausführte. Er erzählte dem Inhaber des Hotels, in dem er abgestiegen war, in höchst geheimnisvoller Weise, daß er als Geheimagent der deutschen Regierung nach Dortmund gekommen sei und den Auftrag habe, dafür zu sorgen, daß sämtliche Männer Dortmunds im Alter von 18 bis 35 Jahren sofort in das Innere Deutschland abtransportiert würden, da in wenigen Tagen die Entente Dortmund besetzen werde. Die Militärbehörde sah sich den Herrn Geheimagenten näher an und ordnete seine vorläufige Internierung in einem im vierten Stockwerk des Hotels gelegenen Zimmer an. Schon am nächsten Tage knüpfte der Angeklagte sämtliche erreichbaren Bettlaken zusammen und ließ sich aus dem Fenster herab. Seine Flucht aber wurde bemerkt, und ein Soldat schnitt kurzerhand das Laten durch, als sich der Flüchtling in Höhe des zweiten Stockwerks befand. Der Angeklagte brach ein Bein und den rechten Arm und kam ins Lazarett. Hier belustigte Donnerhad, nachdem er wieder gehen konnte, die Zinsassen durch Zauberluststücke und veranstaltete eines Abends eine große „Zaubersoirée“, bei der er sich bereit erklärte, die Taschenuhren sämtlicher Anwesenden in lebende Stanartenvögel zu verwandeln. Er ging mit den Uhren in ein Nebenzimmer, die Vögel kamen nicht, der Angeklagte und die Uhren auch nicht. Der Vogel war selbst ausgeflogen. Er kam nach Berlin, wo er sich nach einem kleinen Einbruch in ein Geschäft als Heiratschwindler etablierte. Hier knüpfte er verschiedentlich zart: Beziehungen an, die dann stets damit endeten, daß der Herr Leutnant „im Staatsinteresse“ eine wichtige Reise unternehmen mußte, zu der ihm das Geld fehlte. Dieses wurde ihm bereitwilligst zur Verfügung gestellt, und die Betreffenden hatten dann das Nachsehen. — Zu der Verhandlung war der Oberarzt Dr. Menke geladen worden, der den Angeklagten als geistig stark minderwertig bezeichnete. Lediglich mit Rücksicht hierauf billigte das Gericht dem Angeklagten mildernde Umstände zu und erkannte auf 3 Jahre Gefängnis.

## Kleine Chronik.

**Die geistige Arbeit.** Der Pastor von Groß-Leinungen ist als Arbeiter in die Schwerpatgrube von Rothungen eingetreten, da er sich mit seiner Familie mit einem Gehalt von 5800 Mark nicht ernähren kann. Er versieht neben dieser Arbeit sein Amt als Seelsorger weiter . . .

**Gefühlarmut.** Aus Kassel wird geschrieben: In die Werkstatt eines Tischlermeisters im Altenburschen

tommt dieser Tage ein Bauer und will einen Kinderstarg kaufen. Auf die Frage nach der notwendigen Größe dieses Möbels — beginnt der Mann sein Paket auszupacken und bringt daraus die — Leiche des Kindes zum Vorschein, die er der Einfachheit halber gleich zum Maßnehmen mitgebracht hat.

**Unsere Milchversorgung gefährdet.** Die französische Befehlshaberbehörde hat die Domäne Frauenstein bei Wiesbaden, ein großes, landwirtschaftliches Unternehmen beschlagnahmt. 40 Stück Rindvieh, verschiedene Milchkühe, ein halbes Duzend Pferde und eine große Anzahl landwirtschaftlicher Geräte gelangten zur öffentlichen Versteigerung, nachdem man sich mit den von den Franzosen ge'oenen Br'ien nicht einverstanden erklären konnte. Das gleiche Schicksal soll noch anderen großen Hofgütern im Ra'au'schen drohen, so insbesondere dem 1400 Morgen umfassenden Wech' der Hof bei Erbenheim-Hochheim, wodurch die Milchversorgung, die nicht einmal für Kinder im drit'en Lebensjahr ausreicht, naturgemäß noch mehr verschlechtert wird.

**Flugrekord.** Die französischen Flieger de Romant und Sadi Lecointe brachen den von Casale bisher gehaltenen Welt-Schnelligkeitsrekord, indem sie den Kilometer in 12 dr'i Zehntel bzw. 12 fünf Zehntel Sekunden zurücklegten, was einer Stundengeschwindigkeit von 292 bzw. 288 Kilometer entspricht.

**Unfall.** Das Flugzeug D. 61 der Deutschen Flugzeug-Fabrik startete mit einem Passagier und einem Hilfsmonteur in Frankfurt unter Leitung des Flugzeugführers Gräf nach Leipzig. Das Flugzeug war bereits über dem angrenzenden Stadtwald angelangt, als die Benzolzufuhr versagte. Mit großer Geistesgegenwart ließ Gräf das Flugzeug auf die Krone eines großen Baumes fallen, wobei das Flugzeug zwar stark beschädigt wurde, während die Insassen sämtlich unverletzt auf den Boden gelangten.

**Eine Operation nach der Steinachschen Methode.** Der bekannte dänische Chirurg Professor Robsling hat in Kopenhagen eine Operation nach der Steinachschen Methode ausgeführt. Es wurde ein 60-jähriger Arzt operiert, dessen Gesundheit, besonders durch starken Morphinismus, vollständig niedergebrochen war. Die Operation ist gut verlaufen, und man erwartet jetzt mit großer Spannung das Resultat der Operation.

**Wie man einen Einakter schreibt . . .** Von Alexander Dumas wird erzählt, daß er sich eines Abends hinsetzte, um ein einaktiges Schauspiel zu schreiben. Die Arbeit dauerte von 8 Uhr abends bis 1/3 Uhr morgens. In dieser Zeit trank Dumas, wie er hindredin angab, acht Tassen starken Kaffee und dazu rauchte er 29 Zigaretten. Womit nicht gesagt sein soll, daß zwischen 8 Uhr abends und 1/3 Uhr morgens 8 Tassen Bohnenkaffee und 29 Zigaretten zu Asche verflüchtigt, dazu ausreichten, um einen in die Lage zu versetzen und fähig zu machen einen Einakter zu schreiben.

**Die Zahl „Dreizehn“ und die großen Geister.** Es ist merkwürdig, daß große Geister, bedeutende Menschen, die sonst völlig frei von Aberglauben sind, sich doch von der Scheu der Dreizehn nicht befreien können. Selbst Bismarck ließ bei einer Einladung zu Tisch, wo er dessen nicht sicher war, daß man von seiner Eigenheit in dieser Beziehung wußte und auf sie Rücksicht nahm, erst sondieren, ob man nicht etwa zu dreizehn zu Tische sitzen würde. Richard Wagner soll schon als Knabe eine Scheu vor der Dreizehn gehabt haben, weil sein Name dreizehn Buchstaben hatte. Als er bei einem Diner bei seinem Schwager Brockhaus plötzlich merkte, daß 13 Personen am Tische saßen, soll er vor Schreck aufgesprungen sein und sich lange Zeit nicht haben erholen können. Den Theaterstandal bei der Premiere des „Lannhäuser“ schob er der 13 zur Last. Die Ausführung fand am 13. März 1861 statt, die Partitur war an einem 13. April fertig geworden und führte das Datum auf dem Manuskript. Victor Hugo befand sich ein's Tages mit einer Reihe Senats-Kollegen auf einer Skizze. Es wurde spät und später, ohne daß die Dame des Hauses zum Diner aufforderte. Endlich entschloß sich der Vizepräsident, sie zu fragen, worauf man noch warte und erhielt zur Antwort: „Denken Sie mein

Unglück; wir sollten vierzehn sein, aber im letzten Augenblick hat einer abgefragt. Unter unseren Gästen ist einer der sich nie zu 13 zu Tische setzt. Nun schide ich noch herum, um einen Vierzehnten aufzutreiben!“ Der Senatspräsident fand das sehr schmerzhaft und sagte zu Victor Hugo: „Wissen Sie, weshalb man noch nicht speist? Unter uns ist ein Trottel, der sich fürchtet, wenn 13 bei Tische sind.“ — „Der Trottel bin ich,“ sagte Hugo in feierlichem Ton. Als Heinrich Laube Burgtheater-Direktor war, führte er nach Schluß des Theaters ein offenes Haus. Jeder konnte zu Tische kommen. Zwar war die Bewirtung einfach, aber doch gut, und es kamen täglich Gäste, wie alle Leute vom Theater war Laube abergläubisch, und er mußte erwarten, daß auch viele Gäste es sein könnten. Um dem nun zu entgehen, daß man zu Dreizehn bei Tische sitze, mußte sein jugendlicher Sekretär, der spätere Parlamentarier und vieler Jurist Haenel, so lange aufbleiben, bis der vierzehnte Gast erschienen; wurde dieser gemeldet, so legte sich Haenel zu Bett.

Bedenklich. „Ich strafe dich nur,“ sagte der Vater, „um dir meine Liebe zu beweisen.“ — „Ja“, schluchzte der kleine Sünder, „da hast du Glück, Papa, daß ich noch nicht groß genug bin, um dir diese Liebe zu vergelten.“

Verantwortlich: Alexander Etienne, Destrich.

# Umzüge

von und nach allen Plätzen der Welt  
übernimmt

## Berthold Jacoby

Niederlassung Wiesbaden: Dotzheimerstr. 57.  
Telephone: 550 und 4010.  
Stammhaus: Hamburg.  
Niederlassungen: Wien. Paris. London.  
New-York. Wiesbaden.

### Einlagerung

ganzer Wohnungseinrichtungen.



Preis 3.50 Mark

Zu haben  
in der Expedition des  
**Rhein. Bürgerfreund**  
Destrich am Rhein  
und bei Herrn  
**Josef Moog,**  
Nieder-Walluf.